

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kleinecke, Rudolf: Die Schoberin. Ein Bildchen aus dem Volke der Bergwelt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Jochen hatte seine Braut retten wollen, die aus unerklärlichen Gründen noch einmal in das brennende Haus gelaufen war. —

Als es Abend wurde, war alles bis auf die Mauern niedergebrannt. Wind brachte ein wenig Regen mit.

In der großen Stube des Wiesenbauers aber saßen die Halbacherleute und der Wiesenbauer beieinander. Sie hatten keine Worte und keine Tränen.

Der Tod ihrer Kinder hatte Frieden gestiftet zwischen den Todfeinden.

Die Schoberin.

Ein Bildchen aus dem Volke der Bergwelt.

Von Rudolf Kleinecke.

Su den Gipsfelsen brütete die heiße Mittagssonne. Sie brachte die eisige Kruste der Schneefelder zum Schmelzen und überstrahlte die grünen Matten der weit unter uns liegenden Almböden mit hellem Glanz. Aber das kleine Dörfchen, das wie ein Kinderspielzeug ins tiefe Tal gebettet ist, lag begraben in dicken, finsternen Wolkenmassen. Und aus dem Wolkenmeer stiegen zarte, lichte Schleier auf und zerflatterten wie Rauch zwischen den ragenden Stämmen des Hochwaldes.

Als wir, bergabsteigend, die Felsmauern und Schneefelder hinter uns hatten, war uns der Nebel schon bis auf den Almboden entgegengekommen. Im Hochwald schützte uns nur mehr das dicke Geäst der Baumwipfel vor den fallenden Regentropfen. Und einmal aus dem Walde heraus, klatschte es auf uns nieder, daß wir bis auf die Haut durchnäßt worden wären, wenn wir nicht bald ein schützendes Obdach gefunden hätten.

Ein paar hundert Schritte unter uns stand ein Gehöft. Mit weiten Sprüngen hasteten wir darauf zu. Die Haustür war sicher nicht verschlossen, das wußten wir im voraus. Ein hölzerner Kiegel, daß nicht etwa der Sturm die Türe aufreißt und aus den Angeln hebt, das ist alles. Denn Diebe und Landstreicher sind in diesen Höhen noch ganz unbekannte Persönlichkeiten.

Aber wir fanden es diesmal noch besser. Sonntag war's, die Heuarbeit ruhte, die Hausmutter saß in der Stube und besserte die zerrissenen Höslein der Kinder aus. Drei Blondköpfechen huschelten sich an sie heran, ein wenig ängstlich geworden durch den Eintritt der unerwarteten Gäste. Zwei halbwüchsige Buben und ein anscheinend gleichaltriges Mädchen. Und alle dreie sprachen die Frau mit „Mutter“ an. Wie konnte das möglich sein?

Man riskiert nicht, „indiscret“ zu erscheinen, wenn man sich hierzulande um Familienverhältnisse kümmert, die einen eigentlich nichts an-

gehen. Es laufen gar viele „ledige“ Kinder*) herum, deren Mutter kein Hehl macht aus der nun einmal unabänderlichen Tatsache, — da wird man doch auch eine ehrsame Hausfrau fragen können, wieso sie gleich zu dem Gottesseggen dreier gleichaltriger Sprößlinge kam?

Ein wehmütiges Lächeln huscht über das Gesicht der Frau. „Sein eh nit die meinigen“, erklärt sie. „Grad nur ang'nommen haben wir s', weil wir selber keine haben.“ Und wie wir so sitzen und plaudern, während draußen der Regen in Strömen niederrauscht, erzählt sie uns, wie sie und ihr Mann Jahre um Jahre gewartet hätten auf das, was ihnen das Liebste auf Erden gewesen wäre, — so lange, bis sie endlich alle Hoffnung aufgeben mußten. „Es is ein trübselig's Hausen so ohne die lieben Kinderlen,“ sagte sie mit ihrer müden Stimme. „Mein Mann is wohl einer von die Braven



Die Hausmutter saß in der Stube und besserte die zerrissenen Höslein der Kinder aus.

und gernhaben tun wir uns auch. Aber auf die Dauer sein sich zwei Leut halt doch z' wenig. Ein Haus ohne Kinder is wie eine Kirchen ohne Gnadenbild. Und da haben wir halt zu uns genommen, was uns der liebe Herrgott grad übern Weg g'schickt hat. Dem Peterle sein Vater is beim Grasschneiden verunglückt und dem Blasele seiner hat sich in die Wänd derfallen. Die Broni aber war das Kind von einer armen Dirn, die selber nit zum Weissen g'habt hat.“ Wir schauten verwundert drein. „Peterle, Blasele, Broni . . . Worhin haben Sie doch die Kinder anders gerufen?“

*) Ledig = unehelich.

„Ja, die . . . das sein ja schon unsre dritten,“ erklärte sie. „Die ersten sein jetzt selber schon große Leut. Der Peterle is Bergführer worden und der Blafele fährt mit 'm Postauto. Und was die Broni is, die is im Postwirtschans Köchin. Gehn ihnen allen dreien recht gut.“

„Also das waren die ersten. Und die drei da sind schon die dritten. Da waren dazwischen gar auch noch ihrer drei?“

„Das schon nit,“ antwortete die Frau, und über ihr gutmütiges Gesicht flog es wie ein Schatten. „Das zweitemal war's nur ein einschichtiger Bub. Von die Wällischen*), die beim Straßenbau g'arbeit' haben, is er alser kranker zurückblieben, wie die heimzogen sind. Aber wir haben kein rechtes Glück g'habt mit ihm. Soviel wild war der Bub und soviel trüzig. Ob man gut oder streng mit ihm is g'wesen — hat alles nit g'nutzt. Und nach zwei Jahr is er auf einmal verschwunden — ohne »Danke schön« oder auch nur »V'hiit Gott«. Und hat dem Vater seine silberne Sackuhr und unser bissel Geld aus 'm Kasten mitg'nommen. Ja . . .“

„Und Sie haben ihn einfach laufen lassen und haben ihm gar nicht weiter nachgeforscht?“

„Ah wohl, wohl! Das schon! Wir waren ja soviel erschrocken und haben g'meint, es is ihm ein Unglück zug'stofen. Aber er is nur übers Kajerock auf d' andere Talseiten 'nüber. Damals is dort an der Straßes g'arbeit' worden. Da is er bei seine Landsleut verblieben. So ein Zigeunerleben führen und Schnaps saufen hat ihm besser taugt als das stille Hausen in der Einsicht, wo's jahrein, jahraus nit zu trinken gibt als Milch und Wasser . . . Ja, 's is wohl ein rechtes Unglück für so arme Hascherlen, die kein Zuhause haben und aufwachsen müssen ohne Lieb und ohne Zucht — schier ärger als das liebe Vieh . . .“

„Und doch haben Sie nochmals den Mut aufgebracht, wieder fremde Kinder ins Haus zu nehmen?“

„Du mei,“ machte die Frau und hob die Hände, als müße sie sich entschuldigen. „Alle sein ja doch nit so. Und wann gleich eins ein Wilbling is — mit ein bissel Lieb und Gutsein wird dann doch ein rechter Mensch aus ihm. Der Gregor da war auch so ein Unband, wie er zu uns ins Haus kommen is. Und jetzt is er doch das bravste Biibel worden. Gelt, Gregor, bist ein braver Bub?“

Der Gregor sagte nicht ja und nicht nein, der hüschelte sich nur verlegen noch näher an die Frau heran und ließ es sich gerne gefallen, daß sie ihm mit schmeichelnder Hand die wirren Haarsträhne aus der Stirne strich. Warum sollte der Gregor denn auch kein braver

Bub sein? Hat er es doch unendlich besser als manches Kind, das Vater und Mutter hat und dabei gerade in der liebebedürftigsten Zeit seines Lebens nur liebelosen „Erziehern“ überlassen bleibt.

Aber mein Begleiter hatte doch noch allershand Bedenken. „Was nützt Ihnen seine Bravheit?“ warf er ein. „Wenn er nur erst erwachsen sein wird, geht er auch seine eigenen Wege, gerade so wie der »wällische« Bub. Und auf Ihre alten Tage sind Sie dann doch allein.“

„Freilich wohl,“ gab die Frau zu. „Aber das machen s' alle so — ob's jetzt die eigenen oder nur ang'nommene sein. Wär ja auch ganz aus der Weiß', wann's anders sein tät. Will doch jeder Vogel sein eigenes Nesterl haben.“

Sie trat mit uns hinaus ins Freie. Der Regen hatte aufgehört, der schönes Wetter verheißende Tauernwind riß die Wolken und Nebelschwaden in Fetzen, daß da und dort schon wieder ein Stückchen blauer Himmel zum Vorschein kam. Wie ein reich blühendes Gartenbeet lag die blumenüberfüllte Wiese vor uns im Sonnenschein.

„Gelten S', das g'fällt Ihnen wohl?“ fragte die Frau. „Und jetzt denken Sie nit dran, wie's im Winter sein wird?“ Sachte wehrte sie die drei sie umdrängenden Kinder von sich. „Gebt's Fried, es Unband! Schamt's euch denn nit vor die Herren da?“ Aber dabei zog ein glückhaftes Leuchten über ihr Gesicht und ganz leise, als schäme sie sich ihres Geständnisses, fügte sie hinzu: „Die Kinderlen sein halt doch die schönsten Blümeln, die uns der liebe Herrgott auf 'n Weg g'setzt hat. Und jeder Mensch is glücklich z' preisen, der sich ihr' Lieb durch ein bissel Gutsein verdienen kann.“ Dann ein Händedruck, ein „V'hiit Gott“ zum Abschied, und wir schritten über die regennassen Hänge unseres Weges weiter, talab, dem Dorje zu.

Ein schweigames, nachdenkliches Wandern. Dann sagte mein Begleiter plötzlich ganz unvermittelt: „Du, wenn diese Frau in einer Dorfgeschichte vorkäme, würde sie einem ganz unwahrscheinlich oder zum mindesten idealisiert erscheinen. Wenn man die reden hört, möchte man beinahe sagen: das ist ja eine Dichterin!“

„Und eine bessere, als so mancher, der sich für einen Dichter ausgibt!“ stimmte ich bei. „Denn sie hat nicht nur wunderbar schöne Gedanken — sie hat auch die Kraft, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Und das ist etwas, was nicht jeder Dichter und nicht jeder Mensch zustande bringt.“

Wieder ein schweigames Wandern. Und in der Stille dieses Heimweges habe ich den Vorsatz gefaßt, der Schoberin nachzueifern, soweit ich es nur kann. Lieber keine Dorfgeschichten mehr zu „dichten“, dafür aber nach allen Kräften — Mensch zu sein.

*) Italiener.